

Der Zauberhaffan.

(Nachdruck verboten.)

2. Roman von Koloman Mikszáth.

Und in der That war es seine erste Sache, zu Hause angelangt, eine Sammlung einzuleiten. Wittwe Paul Fabian, die bucklige Julianna Galgozi und die verblühte Klara Bulti suchten neuerdings die barmherzigen Menschen auf: „Lasset den armen Mönch nicht in der Hand des elenden Heiden zu grunde gehen. Was würde die Christenheit von uns denken? Wenn die Börse nicht geöffnet ward, fügte Frau Paul Fabian hinzu:

„Und was würde Nagy-Rörös*) dazu sagen?“

Bei diesen Worten zog jeder Mensch von Kecskemet Empfindung den Zwanziger hervor, und auch der Mönch Litkei konnte nach Hause gebracht werden. Damit war die Sache nicht zu Ende, denn der Handel mit den Geistlichen kam so sehr in Mode, daß, sobald irgend ein Truppanführer ein klein wenig Geld brauchte, er sofort eine Verordnung erließ: „Ich muß einen Kecskemer Geistlichen haben.“ (Das bedeutete schon eine gewisse Summe auf dem Geldmarkte.) Eine Zeit lang lösten sie die frommen Bürger aus.

Einige Mönche aber blieben den Räubern auf dem Hals, worauf sofort der Werth der Geistlichen auf Null sank, und die erwerbenden Herren sich nach einer andern Waare umsahen. Es war unmöglich, sie zu übertölpeln. Am Tage Peter und Paul verübten die Szolnoker Türken einen Einbruch und raubten unter den aus der Kirche kommenden Frauen die junge Gattin des Obergerichters sowie die Frau Georg Doma. Die ganze Stadt war in Aufruhr. „Das ist schon kein Spaß mehr, Gevatter!“ Dem mit den Pfaffen zu manipuliren, war nicht so arg. Diese erlitten keinen Schaden, so lange sie bei den Türken waren. Aber die Frauen! Das ist ganz etwas anderes. Donnerwetter, mit den Frauen kann man nicht so manipuliren!

Johann Szücs war so erbittert, daß er sofort seiner Stelle als Obergericht erlosch und, nachdem er sein steinernes Haus verkauft hatte, mit Georg Doma die Frauen holen ging. Herr Szücs gab zweihundert Dukaten für seine Rippe.

Georg Doma jedoch bot nur fünfundsanzig Dukaten an, wenn man seine Frau nach Hause läßt, hundert, wenn man sie behält, aber für immer — so daß er eine andere Frau nehmen kann.

Zülfikar Aga überlegte eine Weile, dann sagte er traurig: „Nimm nur die Frau, mein Freund.“

Unterdessen bemächtigte sich der Kecskemer ein panischer Schrecken. Auch die Kürnen waren eingebrochen und raubten die jungfräuliche Tochter Bieza des steinreichen Thomas Begh bei einer Hochzeit, als sie eben mit dem jüngeren Michael Nagy tanzte. Was wird daraus werden, Herr und Schöpfer? Aus den Häusern werden sie heute oder morgen die kostbaren Frauen hervorzuziehen!

Der Kalgauer Sultan ließ wiederholt verkünden, daß er auf die zehn schönsten Frauen rechne. Auch die Dfner Türken konnten in jeder Stunde kommen. Obwohl damals von den Kecskemer Mädchen das Lied noch nicht verkündete: „Wer ein Bursch ist, nimmt seine Braut von da“, waren sie dennoch schon damals prächtig. Das leugneten selbst die Köröser jungen Leute nicht. Die allgemeine Verzweiflung war daher garnicht zu verwundern. Die Lage war eine solche, wie in den sagenhaften, mit schwarzem Tuch verhüllten Städten, wo der siebenköpfige Drache die Jungfrauen der Reihe nach verzehrt. An welche kommt die Reihe, welche folgt jetzt? Diese Ungewißheit war ein unsichtbares Seil, welches jedermann in der Halsgegend fühlte. Zehnmal erschrak täglich der eine und der andere Kaufmann vor einer Staubwolke, und wenn die dürren Bäume des Talfaja-Waldes des Nachts zu ächzen begannen, so glaubten sie auch darin das Säusen der herannahenden Horden zu vernehmen: „Ach, die Vagabunden kommen schon wieder.“

Allabendlich falteten die Frauen ihre kleinen Hände und flehten inbrünstig zu dem Patron der Stadt, dem Bischof Sankt Nikolaus. Vielleicht kann der etwas thun mit dem Krummstabe, welcher auf dem Stadtsiegel zu sehen ist.

*) Zwischen Nagy-Rörös und Kecskemet herrscht seit Jahrhunderten eine kleinliche Rivalität.

H.

Die Erbitterung wuchs immer mehr. Die Angelegenheiten der Stadt sahen immer schlechter aus. In der Rechtsprechung war eine Pause eingetreten, denn man konnte nirgends Richter aufreiben, obwohl in Kecskemet das „aufgetriebene Gericht“ in Gebrauch stand. Man stellte aus den zum Markte gekommenen Fremden den Gerichtshof zusammen.

Jetzt aber, da Johann Szücs den Stab eines Obergerichters niederlegte, gab es keinen, der darnach griff. Es hatte niemand Tollkirschen gegessen!

Hier, fünf Verordnungen täglich zu erhalten, mit unmöglichen Wünschen und mit dem liebenswürdigen Postskriptum: „Denn sonst werde ich Deine Gnaden kädern lassen“ — und verrückt wie die Welt ist, führt man das auch aus. Die Menschen beschwerten sich laut. „Entweder wir ziehen von hier fort, oder wir sterben hier, aber so können wir nicht weiter leben. Man muß etwas machen.“

Aber was? Die Türken können wir doch nicht allein aus dem Lande jagen, wenn es der Kaiser selbst nicht thun kann.“

Zudem die Senatoren im Stadthause auf diese Weise gedankenvoll beriet, rief mit einem Male eine Stimme zum geöffneten Fenster hinein; „Ich aber sage Euch, daß man die Türken nicht vertreiben, sondern hier nach Kecskemet bringen soll.“

Die Senatoren blickten alle auf. „Wer ist der Tollkühne? Wer spricht da draußen?“

„Der Sohn des Schneiders Lestyal.“

„Wie wagt der, unsere Rede zu unterbrechen,“ sprach Martin Jaldadi indignirt und winkte dem Heiducken. „Schließen Sie das Fenster!“

Gabriel Boroznok sprang auf, als ob ihn irgend eine elektrische Kraft emporgehoben hätte. „Ich aber sage, daß man den jungen Mann nicht wegtreiben, sondern hereinbringen soll, damit wir ihn anhören.“

Die ersten Stadtväter schüttelten die Köpfe, wagten es jedoch nicht, dem angesehensten Senator zu widersprechen, nur Christoph Agoston murkte: „Der Vater ist ein Narr und der Sohn auch. Von einem Studenten sollen wir Rath begehren? Freilich, er hat es schon, denn er hat es.“

„Was?“ frug der neugierige Franz Kriston.

„Das consilium abeundi . . . hahaha. Man hat ihn aus Großwardein davongejagt. Ja, er soll uns Rath geben. Wir haben ohnehin kein großes Ansehen; so soll denn unser Ansehen noch kleiner werden.“

Dann erzählte er, daß der Vater blödsinnig sei. Kürzlich schickte der wackere Vater Bruno seinen Rod zu ihm, damit er die Fettflecke beseitige. Er beseitigte sie auch, aber so, daß er sie mit der Scheere ausschneidete. Den armen Vater Bruno traf beinahe der Schlag.

Gyuri Pintyó, der Heiduck, brachte unterdessen athemlos den jungen Lestyal herein. Es war ein hübscher, schlanker Junge mit so dichtem Haar, wie eine Bürste.

„Mein Sohn,“ sprach ihn Boroznok höflich an, „vorhin hast Du etwas geschrien, was mein Ohr traf. Erkläre Dich näher.“

Max Lestyal kam nicht in Verwirrung, er drechselte seine Worte klar und verständlich. „Ich habe in der That gedacht, wohlgede Herren, daß unter den Verhältnissen, in denen sich unsere liebe Geburtsstadt befindet, die todtten Ferman's, die schriftlichen Versicherungen, nicht viel werth sind. Hundertmal mehr Werth hätte ein lebender Beg, der unter uns wohnend sehr viele kleine Unannehmlichkeiten von unseren Köpfen fern hielte. Wir sind eine freie Stadt, wohlgede Herren, aber unsere Freiheit ist aus Ketten geschmiedet. Suchen wir einen Tyrannen, damit wir leben können!“

Die Senatoren blickten einander an, staunend, bezaubert. So schöne warme Worte hatten sie schon lange nicht gehört, eine so schöne, sonore Stimme war in diesem Saale noch nicht erklingen. Seit morgens saßen sie hier, ohne Rath, und siehe da, es war, als ob sich unerwartet eine Fackel im Dunkeln entzündet hätte.

„Bivat!“ rief Mathe Pushta aus. „Das ist eine kluge Rede.“

„Er hat Recht!“ sagte der greise Georg Pato, seine silberne Mentekette schüttelnd, „er hat reines Korn aus der Spreu gesondert.“

Gabriel Porohnok stand von seinem Sitze auf, ging auf Bestyat zu und klopfte ihm auf die Schulter. „Junge, Du hast von nun an eine Stimme,“ sagte er feierlich. „Setzen Sie sich zwischen uns, Herr Michael Bestyat.“ (Gerade war am grünen Tische ein Sessel frei: derjenige des Johann Sütes.)

Die Begeisterung brach bei diesen Worten aus. Die Ungarn lieben die überraschenden Wendungen und das war eine. Die Stadtväter sprangen auf, um dem Jungen die Hand zu drücken. Selbst Christoph Agoston murmelte versöhnt zu Franz Kriston hingeneigt: „Wenn er nur nicht die Züge seines Vaters hätte! Sein Vater kam noch als Slovake in Sandalen nach Kecslemet.“

„Das sieht man dem Knaben garnicht an.“

Die Berathung nahm nun mit großer Begeisterung ihren Anfang. Man sprach es einstimmig aus, daß die Politik Kecslemets derzeit die sei, um jeden Preis die Türken zu gewinnen. Dann ging der Vorsitzende Porohnok auf einen anderen Gegenstand über: „Es ist noch die Besetzung des Obergerichtsstuhls zu erledigen. In glücklichen Zeiten ist das die Besetzung der bürgerlichen Tugend. Die ganze Stadt nimmt an der Wahl theil. Aber heute, da eine ganze Reihe von Obergerichtern das Martyrium erlitt, den einen der Osner Sandtschakpascha ausß Rad schleiten ließ, der andere in trauriger Gefangenschaft im Konstantinopler Jedisala zu grunde ging, einen dritten die Kuruzen mit ihren Piken todtstachen, die Gattin eines vierten raubten, heute, sage ich, ist die Annahme des richterlichen Stabes eine heroische Selbstaufopferung und wir haben nicht das Recht, irgend einen unserer Mitbürger auf dem Wege der Wahl in den Rachen des Unglücks zu stürzen. Denn wem würden die Einzelnen jeht ihre Stimme geben? Demjenigen, welchen sie am meisten hochschätzen? Oder demjenigen, welchen sie hassen? Ist es möglich, daß nicht das allgemeine Vertrauen, sondern der allgemeine Haß Männer an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stelle? Ich, wohlbede Herren, halte das für unmöglich.“ (Stürmischer Beifall.)

„Wahr! So ist's!“

„Unter solchen Umständen, da der Obergericht aus den Senatoren gewählt werden soll, giebt es nur den einzigen Weg, daß jemand von Ihnen freiwillig das Amt eines Obergerichters übernehme.“

Unruhig ließ er seine Blicke im Kreise umherschweifen.

Es herrschte kirchliche Ruhe im Saale. Die Senatoren rührten sich nicht.

„Niemand?“ frug er mit distyver Stirne. „Dann müssen wir zum letzten Mittel greifen, welches unsere alten Gewohnheiten dann anordnen, wenn von den Senatoren jemand eine Aufgabe von unheilvollem Ausgange erhält. Pintyö, bringen Sie die Bleikiste herein.“

Der Heiduck brachte eine kleine Bleikiste aus dem benachbarten Zimmer, auf deren vier Seiten je ein Todtenkopf ausgehauen war.

„Hier sind die zwölf Würfel,“ sagte Porohnok dumpf und ließ sie auf die Mitte des Tisches kollern, auf dessen grüner Fläche die eindringenden Strahlen der Herbstsonne muthwillig umhersprangen. Ein schwarzer und elf weiße Würfel: „Wer den schwarzen zieht, wird Obergericht!“ Die Würfel legte er wieder in die Kiste zurück.

„Es sind aber nur elf Senatoren anwesend,“ sprach Herr Kriston mit zitternder Stimme dazwischen, „der eine Würfel ist überflüssig.“

„Ausgenommen, wenn auch Herr Bestyat einen zieht.“

„Wenn er eine Stimme hat, muß er auch ziehen,“ meinte Herr Zaladi, der Mantel der Rechte ist mit Pflichten wattirt. „Er soll ziehen!“ entschied man einstimmig.

Das Auge Bestyat's erglänzte, sein Gesicht erglühte. „Wenn ich nur den schwarzen Würfel zöge,“ dachte er bei sich.

Unterdessen transpirirte mit Hilfe der Heiducken der Fall Bestyat's in die draußen harrende Menge; daß die Senatoren seit dem Morgen gedankenlos dasaßen, daß May unter das Fenster kam und den Funken der Weisheit unter sie warf, worauf Gabriel Porohnok ihn von der Gasse hineinrufen ließ und ihn zum grünen Tische unter die Alten der Stadt setzte.

Hat jemand schon so etwas gehört? Aber Gabriel Porohnok ist dennoch ein wackerer Mann, der selbst im Schnabel der Gule das Glänzende bemerkt.

Das Volk wogte lebhaft vor dem Gebäude. Von Zeit zu Zeit erscholl eine Stimme aus der Menge: „Es lebe May Bestyat! Wir wollen Bestyat sehen! Wir wollen ihn hören!“

Aus dem Nachbarhause kam Herr Mathias Bestyat mit raschen Schritten, indem er in der einen Hand zornig die Elle schwang und in der anderen einen kornblumfarbigen Mantel hielt. „Wo ist dieser Kerl, daß ich ihn todttschlage!“ schrie er wild. „Er kam hierher, er muß hier sein.“

„Er ist im Senat.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Am Reichen des Eises.

Wieder hat der grimme Winter sein Regiment angetreten und überall, wohin er gedrunge ist, die Flüsse und Bäche, die Seen und Teiche in seine harten Bande geschlagen. Damit hat sich ein Vorgang vollzogen, der, so bekannt er äußerlich ist, dennoch zu den interessantesten Naturerscheinungen zu zählen ist. Denn erfolgte die Erstarrung des Wassers zu Eis nach anderen Gesezen, als es thatsächlich der Fall ist, so würde ein großer Theil unserer Breiten aus der Reihe der Kulturländer gestrichen werden müssen.

Das Wasser besitzt eine physikalische Eigenschaft, die es vor anderen Körpern auszeichnet. Bekanntlich dehnen sich sonst die Körper durch Wärme aus und ziehen sich durch Kälte zusammen. Sie müssen also, da die Stofftheilchen dichter zusammengeedrängt werden, infolge der Abkühlung für den gleichen Raumtheil auch schwerer werden. Von dieser Regel zeigt nun das Wasser eine gewisse Abweichung. Wird das Wasser abgekühlt, so zieht es sich zwar ebenfalls zusammen, aber nur bis es eine Temperatur von 4° C. erreicht hat. Von da an bis zu 0°, wo es zu Eis erstarrt, dehnt es sich wieder aus und wird deshalb spezifisch leichter. Diese Erscheinung ist für die Gefrierung unserer stehenden und fließenden Gewässer von der höchsten Wichtigkeit. Nehmen wir den Fall an, daß das Wasser eines Teiches bei Beginn der kalten Jahreszeit eine Temperatur von 10° C. besitzt, so wird, wenn die Temperatur der atmosphärischen Luft weiterhin fällt, auch die Oberfläche des Wassers noch mehr abgekühlt werden. Da sich diese oberflächliche Schicht jeht noch infolge der Abkühlung zusammenzieht, so wird sie schwerer werden und deshalb unterinken. Da die unteren Wasserschichten noch wärmer und daher leichter sind, so steigen sie dafür empor. An die Oberfläche gelangt, kühlen auch sie sich ab und zwar, da die Erniedrigung der Lufttemperatur als fortschreitend gedacht wird, noch mehr als die jeht unten befindlichen Wasserschichten. Daher sinken die oberflächlichen Wasserschichten nun wieder zu Boden und die unteren, im Verhältniß zu diesen noch wärmeren Wasserschichten, steigen wieder nach oben. Dieses Wechselspiel wiederholt sich nun so lange, bis die ganze Wassermasse auf 4° C. abgekühlt ist.

Es wurde erwähnt, daß das Wasser von dieser Temperatur an, auch wenn es noch weiter abgekühlt wird, bis zum Nullgrad sich nicht mehr zusammenzieht, sondern im Gegentheil ausdehnt. Diejenigen Wasserschichten also, welche, während die Abkühlung unter 4° C. herabgeht, die Oberfläche bilden, sinken nun nicht mehr unter, da sie ja durch die Ausdehnung leichter werden, sondern behalten ihre Lage bei, bis sie endlich zu einer seltenen Decke gefrieren. Daß das Eis thatsächlich leichter ist als das Wasser, sieht man daran, daß die Eisschollen auf dem Wasser schwimmen. Die Eiskruste, die sich über einer Wasseransammlung ausspannt, giebt dann weiterhin einen Schutzmantel ab gegen die Einwirkung der niedrigen Lufttemperatur, so daß das Wasser unter der Eisedecke nun annähernd die Temperatur von 4° C. beibehält.

Da das Wasser sich beim Gefrieren ausdehnt, so übt es auch auf die es umgebenden Flächen einen Druck aus. Dies ist der Grund, warum Gläser, die mit Wasser gefüllt sind, springen, die Wasserleitungsrohre platzen, die mit Feuchtigkeit durchtränkte Baumrinde aufreißt und Felsstücke, in deren Spalten sich Wasser angesammelt hat, gesprengt werden. Schon hieraus geht hervor, daß die Kraft, mit der sich das Wasser während des Gefrierens ausdehnt, sehr erheblich ist. Noch deutlicher wird dies durch ein Experiment, das Huygens schon 1667 anstellte. Es gelang ihm ein fingerdickes eisernes Kanonenrohr allein durch die Kraft des gefrierenden Wassers in zwei Stücke zu zer Sprengen. Ebenso beträchtlich ist die Härte des Eisens. Der Polarforscher Storeby berichtet, daß im Polargebiet bei sehr strenger Kälte das Eis zuweilen so hart und fest wurde, daß es beim Darausschlagen Funken sprühte. Im Jahre 1740 stellte man in Rußland aus Eis Kanonen her, aus denen man mit einer Ladung von 125 Gramm Pulver Kugeln abschoss. Bekannt ist ferner, daß man in Rußland und Kanada wiederholt großartige Eispaläste aufgeführt hat.

Eine weitere Eigenschaft des Eises ist die, daß es Wärmestrahlen aus dunkler Quelle verschluckt, dagegen solche aus leuchtender Quelle hindurchläßt. Man kann daher, so sonderbar es klingen mag, aus Eis Brennlinsen herstellen, wie es der schon genannte Polarfahrer Storeby auf einer seiner Fahrten gethan hat. Obschon sie nach seiner eigenen Angabe sehr unvollkommen waren, so vereinigte er doch mit ihnen die Sonnenstrahlen so gut, daß sie Holz und Schießpulver anzündeten. Die Matrosen kamen einer nach dem anderen mit ihren Pfeifen herbei, um sich diese auf eine so neue und ganz ungewöhnliche Art anzuzünden und sagen zu können, sie hätten Tabak geraucht, der durch Eis in Brand gesetzt worden wäre.

Auch wer kein Freund vom Winter ist, wird doch schon lebhaft Freude empfunden haben über die zierliche Gestaltung der Eisblumen

am Fenster. Sie entstehen durch die schnelle Bildung von Eiskristallen. Die Kristalle, die von unten auf wachsen, gerathen wegen der senkrechten Lage der Fensterscheibe, in das Bestreben, zu fallen. Sie neigen sich daher zur Seite, und da in demselben Augenblick, wo dies bei einem Kristall geschieht, schon wieder ein anderes sich ansetzt, das ebenfalls zu fallen droht und sich daher gleichfalls neigt, so entstehen durch die Fortsetzung dieses Vorganges die Krümmungen, die den Eisblumen ihr Gerüge geben. — Weniger erfreulich als die Eisblumen ist das Glatteris. Es verdankt seine Entstehung einem Temperaturwechsel der Luft. Hat eine kalte Witterung geherrscht, und es tritt schnell eine wärmere Luftströmung ein, so behält der Boden noch eine Zeit lang seine niedrige Temperatur bei. Geht dann ein Regen nieder, so werden die auf den kalten Erdboden niederfallenden Regentropfen abgekühlt, sie erstarren und überziehen die Bodenoberfläche mit der so oft schon verwünschten Glaseissschicht.

Die Kälte dringt bei uns übrigens nur bis in geringe Tiefen des Bodens. Es geht daher auch die Eisbildung im Boden nur in den äußeren Schichten vor sich. Anders aber liegen die Verhältnisse da, wo die mittlere Jahrestemperatur unter dem Nullgrad liegt. Im östlichen Sibirien ist der Boden schon in Metertiefe auch im Sommer fortwährend gefroren. Es giebt daher eine Zone des ewigen unterirdischen Eises, die die nördlichsten Theile Europas, Asiens und Nordamerikas umfaßt. Sie liegt innerhalb einer Linie, die von Lappland über Tobolsk, den Baikalsee schneidend, nordwärts von der Amurmündung bis zur Küste zieht. In Nordamerika geht sie vom Nortonfund aus, wendet sich südöstlich, trifft die Südspitze der Hudsonsbai und endigt an der Nordostküste der Halbinsel Labrador. Innerhalb dieses ungeheuren Gebietes schmilzt im Sommer das Eis nur in den obersten Schichten des Bodens. In den nördlichen Theilen ist daher der Pflanzenwuchs nur ganz kümmerlich, in den südlicheren gedeiht zwar Wald, aber die Wurzeln der Bäume gehen nicht tief hinab und wachsen da, wo sie auf das gefrorene Erdreich stoßen, seitwärts, als ob sie auf Gestein träfen. Es stellt hier also der Boden schon in geringer Tiefe einen natürlichen Eissteller dar. Diese beständige Eisschicht dringt tief in den Boden ein. Bei der beabsichtigten Anlage eines Brunnenschachtes in Irkutsk stieß man im Jahre 1828 noch in einer Tiefe von 16 Metern auf eine Temperatur von $-7,5^{\circ}$ C., so daß man das Unternehmen aufgab. Später wurde die Arbeit im wissenschaftlichen Interesse bis zu einer Tiefe von 116,5 Metern fortgesetzt. Wohl nahm die Temperatur zu, sie betrug aber in der angegebenen Tiefe noch immer $-0,6^{\circ}$ C. Nach den Untersuchungen Middendorff's würde man dort erst in einer Tiefe von 186—196 Metern flüssiges Wasser finden können. —

Theo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

10. Großstadt-Schnee. Es war gerade um die Zeit, da die Kinder aus der Schule kommen, und Arbeiter und Geschäftsleute zu Tisch gehen. Die Dezemberluft lag grau und dünnlich in den Straßen, die Fernsicht verhüllend, sodaß die Umrisse der weiterhin liegenden Gebäude verschwammen, und das Ende der Straße in dem weißgrauen Himmel zu verlaufen schien. Die Kinder spielten nicht so laut und lebhaft als sonst. Sie steckten die kleinen Hände in die Taschen und trotteten truppweise die Straße entlang, nur hier und dort stehen bleibend und andern Kindern zurufen.

Plötzlich — etwas Weiðes, Rasses war ihnen ins Gesicht gefallen. In großen Flocken umtanzte es sie und bedeckte bald das graue Pflaster wie mit weißen Tüchern. Und während die Erwachsenen die Kragen hochwachten und sich zusammendrückten, um dem Schnee so wenig Fläche wie möglich zu bieten, fuhren die Kleinen ordentlich aus sich heraus, reckten die Arme, und einzelne streckten sogar die Zunge heraus, um „Schnee zu essen“. Der Schnee fiel so heftig und so dicht, daß im Umkreisen alles weiß ausfiel, und die Straßenpassanten wie wandelnde Mehlbäckchen erschienen. Die Kinder bückten sich — gleich darauf fuhren mehrere Schneebälle durch die Luft. Sie verfehlten meist ihr Ziel; ab und zu trafen sie auch Vorübergehende, die mit einem Fluch aufblickten, um dann mit demselben finsternen Gesicht ihren Weg weiter zu verfolgen, der durch den Schnee recht beschwerlich wurde. Die Kinder waren einige Schritte davongelaufen, doch nicht weit von der Stelle ihres ersten Attentats setzten sie ihr Spiel weiter fort — bis ihnen hier die Munition auszugehen schien. Denn unter den stampfenden Tritten der Fußgänger ward der Schnee eine schmutzige, schmelzende Masse. Auch auf dem Fahrdamm ward er unter den Wagenrädern und Pferdehufen schnell zu dem Drei, den der Berliner „Matsch“ nennt. In den Nebenstraßen aber lag er noch fast gänzlich unberührt, und die Kinder eilten dorthin, wo sie so recht im Vollen wühlen konnten. Die kleinen Hände brannten bald ebenso wie die Gesichter. Einzelne schwitzten sogar, denn so schnelle und heftige Bewegungen waren sie nicht gewohnt.

Doch ihr Spiel nahm ein Ende, als sie die Schneebälle in die Nähe einer Portiersfrau warfen, die mit einem an einer Stange befestigten Brett den Schnee vom Bürgersteig schob. Nun klopfen sich die Kinder den Schnee von den Kleidern und schüttelten ihn aus den Haaren. Mit nassen Händen fuhr eins dem andern ins Gesicht, lachend und lichernd schälerten sie. Dann gingen sie wieder zurück in die andere Straße, in der die dampfenden Pferde sich auf dem

glitschigen Pflaster abmühten und an den Haltestellen die Straßenbahnen gesturmt wurden. —

— Einmal im Jahre Postverbindung. Tief unten im südatlantischen Ozean liegt die einsame Inselgruppe Tristan da Cunha, so benannt nach ihrem portugiesischen Entdecker (1506). Während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena hielt die britische Regierung die Inselgruppe besetzt, damit sie nicht als Stützpunkt zur Befreiung des Kaisers benutzt werden könnte. Mit Napoleon's Tode im Jahre 1821 erlosch der Zweck der Besetzung. Als nun Tristan da Cunha verlassen werden sollte, da erbaten der Korporal William Glas und zwei Seelente die Erlaubniß, dauernd auf dem weitfernen — übrigens mit einem vortheilhaften Klima gesegneten — Gilande verbleiben zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt. Allmählig bildete sich eine kleine Kolonie, die im Jahre 1875 aus 65 Personen bestand. Sie steht unter dem Schutze des Kapgouverneurs. Das winzige Gemeinwesen erfreut sich einer einmal jährlichen Postverbindung mit der Kapstadt. Bei dem Haupt-Postamt daselbst werden die Briefe für Tristan da Cunha im Laufe des Jahres gesammelt und solange aufbewahrt, bis sich die Gelegenheit zu ihrer Absendung bietet. Nach dem Rechenschaftsbericht des General-Postmeisters der Kapkolonie an den Kapgouverneur für das Verwaltungsjahr 1896 wurde in diesem Jahre die Post für Tristan da Cunha am 24. Oktober aus Kapstadt abgefertigt. Der Dampfer „Pretoria“, der an diesem Tage die Inselbai auf der Fahrt nach St. Helena verließ, nahm den Postbeutel nach dieser Insel mit, um ihn dort dem zu Anfang November von St. Helena nach Tristan da Cunha abgehenden britischen Kriegsschiffe Magpie zu übergeben. Der Postbeutel enthielt, wie man der „Kölnischen Ztg.“ schreibt, als die Korrespondenz eines ganzen Jahres: zehn Briefe, drei Zeitungen, zwei Bücher-Päckete und ein im Retourbrief-Amt der Kapstadt angefertigtes Packet mit unbestellbaren Zeitungen, das anscheinend in der menschenfreundlichen Absicht nach der Insel gesandt worden ist, damit die fast ganz von der Kultur abgeschnittenen Kolonisten unter 37 Grad 3 Min. südlicher Breite sich nachträglich ein wenig unterrichten können über das, was im Laufe des Jahres in der Welt vorgegangen ist. —

Theater.

— Im Alexanderplatz-Theater wurde am Montag „Die Verführerin“, ein Sittendrama von Adalbert von Arnim zum ersten Male angeführt. In diesem Stück sieht man, was doch so eine Dame der Halbwelt selbst unter ordentlichen Männern für Unheil anrichten kann. Gleich die erste Szene endigt damit, daß ein abgewiesener Jüngling sich erschießt. Dann locht das schändliche Weib gar einen Familienwater ins Garn, und wer weiß, wie es diesem noch ergangen, wenn Gattin und Schwiegervater nicht gerade noch zur rechten Zeit als Retter eingespungen wären. Es giebt Auseinandersetzungen. Die Dirne hat „Mama“ gelesen und erklärt, daß es ihr sozialer Beruf wäre, Mäherin zu sein für die Sünden, welche die Reichen an den Armen begeben. Die beleidigte Gattin faßt herzhast den Vorsatz, in Zukunft den geknickten Gemahl ordentlich unter den Pantoffel zu nehmen; der Schwiegervater aber ordnet die finanzielle Seite der kleinen Verirrung und giebt dann die gutgemeinte Lehre zum besten, daß ein ordentlicher Mann sich vor der Ehe austoben müsse. Das alles plays in dem Drama so urgemüthlich heraus, daß das Publikum selbst an tragischen Stellen laut aufschrie. Fräulein Jenny Schmidt gab die Titelfrolle und schwelgte förmlich in allen Künsten der Verführung. Von dem sonstigen Ensemble hob sich Fräulein Arco als betrogene Gattin bedeutend ab. Sie ist eine ernst zu nehmende Schauspielerin. —

— Carlot Reuling's neuestes Bühnenwerk „Anno Dazumal“ ist für das Schauspielhaus zur Aufführung erworben worden. —

— Ursache und Wirkung. Ein Berliner Blatt berichtet: „Der Sündenfall“ ist eine der ersten Novitäten, die für das Lessing-Theater unter der neuen Direktion des Herrn Neumann-Hofer erworben wurden. Verfasser des vieractigen Lustspiels ist Herr Walter Harlan aus Leipzig, der sich an dem neuen Unternehmen mit 50 000 M. theilhaftig hat und der von der nächsten Saison an auch als Dramaturg am Lessing-Theater thätig sein wird. —

Musik.

— R. Königlich Opernhaus. Mozart-Cyclus 3. Abend: „Die Entführung aus dem Serail“. Die erfrischende seelische Heiterkeit und die vielfachen befruchtenden Anregungen, welche Mozart seinem ersten Wiener Aufenthalt im reiferen Alter verdankt, fanden ihre löbliche Auslösung in seiner Oper „Belmonte und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail“. Eine der reinsten Stilgattungen der Oper, das deutsche Singspiel, hatte am 12. Juli 1782 mit der ersten Aufführung der „Entführung“ sein Zustehen-treten gefeiert und sofort auch lebendigstes Leben erhalten. Mozart selbst war von der Mannigfaltigkeit und dem melodischen Reize der Erfindung, von dem charakterisirenden Reichthum seiner neuen Kunst und der ausdrucksvollen Sprache seiner Instrumentation, welche letztere der Alleinhererschaft des italienischen Buffostiles ein Ende machte, so freudig gerührt, daß er seinem Vater sendend: „Ich freue mich recht sehr auf diese Oper.“ Und

heute, nach mehr als einem Jahrhundert, hat diese in süßen Wohlklang und wahren Humor getauchte Musik nichts an Formen- und Inhaltsreichtum verloren. Bis auf einigen koloraturüberschwang in der großen Arie der Konstanze „Martern aller Arten“, welcher der „geläufigen Surget“ der Cavaleri, und die reich verzierte und abgründliche Stimmführung des Osmin, welche dem „schwarzbäffigen“ Opernfänger Fischer Konzessionen machte, ist auch der Gesangsstil der „Entführung“ im reinsten Sinne modern geblieben. Frau Herzog (Konstanze) sang die erwähnte Arie mit souveräner Beherrschung des rein kolorirten Theiles; das Organ dieser ersten und bedeutenden Künstlerin wird jedoch ob seiner flach gehaltenen Mittellage stets höhere instrumentale, als ergreifend seelische Wirkungen erzielen. Die Herren Mödlinger (Osmin) und Liebau (Pedrillo) waren von drastischster Komik. Die ungeschlagte Schwerfälligkeit und lästernere Trübseligkeit des Osmins, sowie die listige Ueberredungskunst und die berühmte Nachsprechende Pedrillo's erregten in der berühmten Wein-schöne Stürme lachender Heiterkeit. Das „Blondchen“ des Fräulein Meiniß ist ein spiegelwandter Schalk, dessen Stimme bis an die letzten Grenzen der Kopflage leicht aufsteigt, aber in den andern Registern entweder ganz verblüdet oder von Natur klanglos ist. Herrn Sommer's Belmonte war technisch und musikalisch mangelhaft; man muß Mozart geistig beherrschen und ihn nicht oberflächlich skizzieren. Ein Bravo dem diskreten und leicht schattirenden Orchester. —

Völkerrunde.

— Ueber Gözendienst in Lithauen wird dem „Memeler Dampfboot“ geschrieben: Im Mittelalter wurde der Gözendienst in unserer engeren Heimath mit Feuer und Schwert verfolgt, ohne das es gelang, ihn völlig zu unterdrücken. Im Geheimen bestand er weiter bis in unsere Zeit hinein. So erzählt die Kirchenchronik zu Inse, daß zur Zeit Friedrich Wilhelm I. die Inseener dem Donnerstags Verluos unter einer Eiche nächstliche Opfersesse feierten. Der Pfarrer sägte den Baum ab, mußte aber vor den empörten Fischern die Flucht ergreifen. In unserem Jahrhundert gelangte vor etwa 50 Jahren ein Fall aus dem Kreise Niemel zur Kenntniß des Gerichts. In einem abgelegenen Gebäude hatten sich Lithauer in der Nacht unter Mitnahme eines Bodens und einer Quantität Mehl versammelt. Man machte ein Feuer an, bereitete einen Teig und setzte sich um das Feuer herum. Die Gegenüberstehenden warfen dann Stücke vom Teig durch das Feuer einander zu, bis dieselben ziemlich gar waren. In ähnlicher Weise verfuhr man mit dem Fleisch des geschlachteten Bodens. Darauf folgte das Essen. Ein alter Mann war der Priester. Ihm mußten die Anwesenden ihre Vergehen bekennen, für welche er sie durch Püffe, Wadenstreiche etc. abstrafte. Hierauf mußte der Priester gleichfalls ein Bekenntniß ablegen, wofür er in ähnlicher Weise von der Gesellschaft bestraft wurde. Man verfuhr mit dem alten Manne so unbarmherzig, daß er seinen Tod dabei fand. —

Anthropologisches.

— Der Greiffuß der Indier, welcher bei den dortigen Handwertern ein wichtiges Arbeitsorgan vorstellt, ist von dem Ethnologen F. Regnault studirt worden, der darüber folgendes mittheilt. Nichts kann überraschender sein für uns, sagt er, als indische Handwerker in ihrer Beschäftigung zu beobachten. Der Tischler bedient sich seiner Füße als Lehre; der Schuster hält seinen Schuh bei der Bearbeitung mit den Füßen, statt ihn festzulegen; der Metzger hält zwischen der ersten und zweiten Zehe ein Messer, mit welchem er das mit beiden Händen festgehaltene Fleischstück von unten nach oben durchschneidet. Die Betheiligung des Fußes bei der Weberei konnte man in Europa wiederholt auf Ausstellungen bewundern. Regnault sah ein Kind, welches beim Erlettern der Bäume regelmäßig die Zweige zwischen den beiden ersten Zehen des rechten Fußes ergriß. Bei dieser Mitarbeit der unteren Gliedmaßen muß man als wirksame Vorbedingungen betrachten: 1. das sehr frei bewegliche Hüftgelenk, welches dem Indier erlaubt, zusammengelauert niederzuhocken und die Füße bequem den Händen so nähern zu können, daß sie mit Vortheil zusammen arbeiten können, 2. eine sehr dehnbare Einlenkung des Schienbeins mit der Mittelfußwurzel, 3. endlich eine sehr freie Beweglichkeit der großen Zehe, was Ausstreckung, Wiegung, An- und Abbewegung angeht. Die Fähigkeit einer Gegenüberstellung der großen Zehe, wie des Daumens den Fingern gegenüber, geht indessen ihren Füßen völlig ab. Dieser Umstand ist besonders hervorzuheben, weil manchmal bei den Hindus ein beträchtlicher Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Zehe als besondere anatomische Eigenthümlichkeit vorkommt. Dieser Abstand der beiden Zehen ist nicht etwa bloß an den Endgliedern der beiden Zehen vorhanden, sondern er findet sich schon bei der Geburt an ihrer unteren Einlenkung und kann bis 60 Millimeter an der Spitze, bis 16 Millimeter an der Zehenwurzel erreichen. Bei den Ananiten scheint diese Entfernung meist zu fehlen, und zwar wohl, weil dort der den Indiern eigene Gebrauch des zwischen die erste und zweite Zehe geschobenen Pföschchens, mittels dessen sie die Sandale festhalten, nicht vorkommt.

Der Grund, aus welchem die Gegenüberstellbarkeit der großen Zehe dem Greiffuß mangelt, liegt darin, daß sie mit einem anhaltenden und sicheren Gange unverträglich ist. Wenn der aufrechte Gang auf den Füßen nicht, wie bei den menschenähnlichen Affen, nur ein

gelegentliches Fortbewegungsmittel sein soll, wird es nöthig, daß der Körper einen festen Stützpunkt auf dem Kopf des ersten Mittelfußknochens findet und daß die zweite Zehe den anderen Mittelfußknochen fest verbunden sei. Bewegte sich die erste Zehe um den Gelenkkopf des zweiten Mittelfußknochens, so würde der Fuß keine genügende Standfestigkeit haben, wie man dies an dem Affen sieht, der nur wenig und unsicher aufrecht geht, weil er sich auf den äußeren Rand des Fußes stützen muß. So folgte die ganze Gestaltung des menschlichen Fußes der vorwiegenden Anpassung desselben als Gehwerkzeug. —

Meteorologisches.

t. Die englischen Nebel. Ein recht unglückliches wissenschaftliches Institut ist die Sternwarte in Greenwich bei London, denn für sie, die doch auf die Beobachtung des Himmels angewiesen ist, ist dieser für einen großen Theil des Jahres von Nebeln verhüllt. Die Sonne bleibt für diese Sternwarte mindestens an einem Viertel aller Tage des Jahres vollkommen unsichtbar. Am stärksten treten die Nebel im Winter auf, wo fast die Hälfte der Tage gänzlich sonnenlos ist, während im Herbst der vierte Theil, im Frühling der achte Theil und im Sommer der sechzehnte Theil der Tage ganz ohne Sonnenschein vergeht. Die schönsten und sonnigsten Tage fallen in den Mai, und trotzdem giebt es auch in den Monaten von Mai bis September nur 14 pSt. von Tagen, welche bis zu 10 Stunden Sonnenschein aufzuweisen haben. Man hat in der ganzen Zeit in den 20 Jahren von 1877 bis 1896 nur 8 Tage gezählt, an denen die Sonne 14—15 Stunden schien und in einem einzigen Falle im Jahre 1887 war über 15 Tage Sonnenschein. —

Humoristisches.

— Leute, die nie ausgehen. Die schottische Polizei scheint die nationale Vorliebe für Späße grimmbigen Charakters zu theilen. Ein Arrestant, der dieser Tage auf einer der Glasgower Polizeiwachen eingeliefert wurde, nannte als seine Adresse: Caledoniastraße 193. Man fragte per Telephon bei der Polizeiwache des betreffenden Quartiers an, ob der Arrestant unter der angegebenen Adresse bekannt sei und ob alle Bewohner dort in der vorübergehenden Nacht zu Hause geschlafen hätten. Sofort wurde zurücktelephonirt, die Antwort auf die erste Frage sei zweifelhaft, die auf die zweite aber müsse unbedingt bejahend lauten. Die erste Polizeiwache konsultirte das Adressbuch und fand: Caledoniastraße 193 Kirchhof. —

— Eine Entlohnung. Sie: „Nachdem mein Vater sein Vermögen verloren hat, haben meine Eltern mich schweren Herzens beantragt, Ihnen Ihr Jawort zurückzugeben.“ — Er: „Seien Sie überzeugt, Erna, auch meine Eltern werden tief schmerzlich be-rührt sein.“ — (Simplicissimus.)

Vermischtes vom Tage.

— Zu Tode gelacht. Die „Bresl. Jtg.“ schreibt: Der Logithausbesitzer Scharf in Salzburn, 48 Jahre alt, mußte den Besuch des Jirka's Ranz in Breslau mit dem Tode büßen. Das allstarke Lachen über Klownsjenen hatte ein Ausretren seines Bruches im Gefolge, was sein schnelles Hinscheiden verursachte. —

— In Warmbrunn (Sachsen) wollen sie eine Petroleumquelle entdecken haben. Ist vielleicht Einer mit einem Bohrer in das Petroleumfaß des Krämers gerathen? —

— Die im „Simplicissimus“ erschienenen „Bilder aus dem Familienleben“ von Thomas Theodor Heine bietet die Verlagshandlung Alb. Langen jetzt in einem Sammelband. Der Preis des Albums stellt sich auf 7,50 M. — Im gleichen Verlage ist erschienen: „Die Indianer“. Ein lustiges Kinderbuch mit farbigen Illustrationen von F. B. Engel. —

— Schaffhausen, 7. Dezember. Zwischen Thainingen und Herblingen entgleiste gestern Abend ein Schnellzug. Zwei Personenwagen stürzten einen drei Meter hohen Damm hinab. Von 18 Reisenden wurden sieben verletzt. —

— Fiume, 7. Dezember. Der Dampfer „Bathory“ der Adria-Gesellschaft ist bei Port Patridge 110 Meilen von Glasgow gescheitert. Die Lage ist gefährlich, es sind indessen Rettungsarbeiten im Gange. Die Mannschaft ist nicht in Gefahr. —

— In Paris erscheint seit Anfang dieses Monats eine Tageszeitung, „La Froude“, deren Redaktion und Administration ausschließlich aus Frauen besteht. Das Blatt will die Bestrebungen der Frauenbewegung fördern. —

— Nach dem „Figaro“ hat der Pariser Bazarbrand dem französischen Staatsschatz an unvorhergesehenen Erbsenern 2 200 000 Franks eingebracht. —

— Nach einem Telegramm aus London wurden während des letzten Sturmes bei Nords 36 Schiffbrüche angemeldet. —

— Weil er einen Schauspieler in einer Kritik einen „Fehl“ genannt, wurde John F. Rumeiman, einer der bekanntesten Kritiker Londons, vom Gericht zu 200 Pfund Sterling Geldstrafe verdonnert. —

— In Biarritz warf ein Schmied seinem Lehrling eine glühende Eisenstange in den Leib. Der Bursche starb unter gräßlichen Schmerzen nach einigen Stunden. —